

EINS

Jaipur, Rajasthan, Indien

15. November 1955

Die Unabhängigkeit hatte alles verändert. Die Unabhängigkeit hatte nichts geändert. Acht Jahre nach dem Abzug der Briten hatten wir jetzt kostenlose staatliche Schulen, fließendes Wasser und befestigte Straßen. Aber Jaipur fühlte sich für mich noch genauso an wie vor zehn Jahren, als ich zum ersten Mal meinen Fuß auf seinen staubigen Boden gesetzt hatte. Auf dem Weg zu unserem ersten Termin an diesem Vormittag kollidierten Malik und ich beinahe mit einem Mann, der Zementsäcke auf seinem Kopf transportierte, als ein Fahrrad zwischen uns hindurchfuhr. Wegen des Radfahrers, der eine zwei Meter lange Leiter unter dem Arm hielt, streifte ein Pferdewagen ein Schwein, das quiekend in eine enge Gasse rannte. Einmal traten wir beiseite und ließen eine Band von *Hjiras* passieren. In Saris gekleidet und mit Lippenstift geschminkt, sangen und tanzten sie vor einem Haus, um die Geburt eines Jungen zu segnen. Wir waren so an die Gerüche der Stadt gewöhnt – Kuhdung, Kochfeuer, Kokosnusshaaröl, Sandelholzräucherwerk und Urin –, dass wir sie kaum noch wahrnahmen.

Was die Unabhängigkeit tatsächlich verändert hatte, waren unsere Leute. Man konnte es an ihrer Haltung erkennen, den Brustkorb aufgebläht, als könnten sie es sich endlich erlauben zu atmen. Man sah es daran, wie sie zu ihren Tempeln gingen – entschlossen, stolz. Wie sie auf dem Basar mit den Verkäufern feilschten – kühner als früher.

Malik pfiff nach einer *Tonga*. Er war ein kleiner Junge, dünn wie ein Schilfrohr. Sein Pfeifen, laut genug, dass man es sogar noch in Bombay hören musste, überraschte mich immer wieder. Er hob unsere schweren *Tiffins* in den Pferdewagen, und der *Tonga-Walla* fuhr uns widerwillig die kurzen fünf Blöcke bis zum Anwesen der Singhs. Der Pförtner sah, wie wir aus der *Tonga* ausstiegen.

Vor der Unabhängigkeit hatten die meisten Familien in Jaipur in beengten Familienverbänden in der rosa Altstadt Pink City gewohnt. Aber die ganze Zeit über hatten Generationen von Singhs auf einem teuren Anwesen außerhalb der Stadtmauern gelebt. Sie gehörten der herrschenden Klasse an – Rajas und unbedeutende Prinzen,

Armeeeoffiziere – und waren lange an Privilegien vor, während und sogar noch nach der britischen Herrschaft gewöhnt. Das Anwesen der Singhs befand sich an einem breiten Boulevard, der von *Peepal*-Bäumen gesäumt wurde. Zweieinhalb Meter hohe Wände mit Glasscherben auf der Mauerkrone schützten das zweigeschossige Gebäude vor Blicken. Eine mit Bougainvilleen und Jasminranken überwucherte Marmorveranda zog sich über die Vorderseite und die Seiten von jedem Geschoss und kühlte die Häuser im Sommer, wenn Jaipur so heiß wie ein Tandoori-Ofen werden konnte.

Nachdem der *Chowkidar* der Singhs unsere Ankunft in der Kutsche mitbekommen hatte, entluden wir unsere Fracht. Malik blieb zurück, um mit dem Pförtner zu schwatzen, während ich den befestigten Steinweg hinunterging, der von einem weiten gepflegten Rasen flankiert wurde, und die Steinstufen zur Veranda von Parvati Singh hinaufstieg.

An diesem Vormittag im November war die Luft frisch, aber feucht. Lala, Parvati Singhs dienstälteste Haushaltshilfe und Kindermädchen ihrer Söhne, begrüßte mich an der Tür. Als Zeichen des Respekts zog sie den Sari über ihre Haare.

Ich lächelte und legte meine Hände zu einem *Namaste* zusammen. »Hast du das Magnolienöl verwendet, Lala?« Bei meinem letzten Besuch hatte ich ihr eine Flasche von meinem Mittel gegen schwierige Fußsohlen gegeben.

Sie verbarg ein Lächeln hinter ihrem *Pallu*, während sie einen nackten Fuß ausstreckte und ihn verdrehte, um mir ihre glatte Ferse zu zeigen. »*Hahn-ji*«, sagte sie leise lachend.

»*Shabash*«, gratulierte ich ihr. »Und wie geht es deiner Nichte?« Lala hatte ihre fünfzehnjährige Nichte vor sechs Monaten zum Arbeiten mit in den Singh-Haushalt gebracht.

Die alte Frau runzelte die Stirn, und ihr Lächeln verschwand. Aber als sie den Mund öffnete, um mir zu antworten, rief ihre Herrin von drinnen: »Lakshmi, bist du das?«

Lalas Gesicht verschloss sich schnell wieder, sie lächelte angespannt und deutete mit einem Neigen des Kopfes an, dass es ihr gut ging. Sie wandte sich zur Küche und überließ es mir, den Weg zu Parvatis Schlafzimmer selbst zu finden, wo ich schon so viele Male gewesen war.

Parvati saß an ihrem Schreibtisch aus Rosenholz. Sie warf einen Blick auf ihre schmale goldene Armbanduhr, bevor sie sich wieder dem Brief zuwandte, den sie gerade schrieb. Da sie selbst auch äußerst pünktlich war, hasste sie es, wenn andere sich verspäteten. Ich hingegen war daran gewöhnt zu warten, während sie eine schnelle Nachricht an *Nehru-ji* schrieb oder ein Telefonat mit einem Mitglied der indo-sowjetischen Liga beendete.

Ich stellte meine *Tiffins* ab und arrangierte die Kissen auf Parvatis cremeweißem Seidendiwan, während sie den Brief versiegelte und nach Lala rief.

Statt der alten Dienerin erschien Lalas Nichte. Sie hielt ihre großen, dunklen Augen auf den Fußboden gerichtet und hatte die Hände vor dem Bauch gefaltet.

Parvati runzelte die Stirn. Sie musterte das Mädchen und sagte nach einer winzigen Pause: »Zum Mittagessen erwarten wir einen Gast. Sorge dafür, dass wir *Boondi Raita* haben.«

Das Mädchen erbleichte. Sie sah aus, als würde ihr gleich schlecht werden. »Wir haben keinen frischen Joghurt, Memsahib.«

»Warum nicht?«

Das Mädchen trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. Ihre Augen suchten im türkischen Teppich, dem gerahmten Foto des Premierministers, dem verspiegelten Cocktailschrank nach einer Antwort.

Als Parvati sprach, waren ihre Worte glasklar und scharf. »Sorge dafür, dass es *Boondi Raita* zu Mittag gibt.«

Die Unterlippe des Mädchens zitterte. Sie sah mich flehentlich an.

Ich ging zu den Fenstern, die zum hinteren Garten hinausgingen. Parvati war auch meine Herrin, und ich konnte dem Mädchen genauso wenig helfen wie das Tigerfell an der Wand.

»Lass Lala heute den Tee bringen.« Parvati schickte das Mädchen fort und ließ sich auf den Diwan sinken. Jetzt konnte ich damit beginnen, ihre Hände zu bemalen. Ich setzte mich an meinen üblichen Platz am anderen Ende des Diwans und nahm ihre Hände in meine.

Bevor ich nach Jaipur kam, ließen sich meine Damen die Hände und Füße von Frauen aus der niedrigen Shudra-Kaste mit Henna bemalen. Aber die Shudra-Frauen malten das, was vor ihnen ihre Mütter gemalt hatten: einfache Punkte, Striche und Dreiecke. Gerade genug, um sich ein mageres Einkommen damit zu verdienen. Meine Muster waren aufwendiger – sie erzählten Geschichten von den Frauen, denen ich diente. Außerdem war meine Hennapaste feiner und seidiger als die Mixtur der Shudra-Frauen. Ich machte mir die Mühe, eine Lotion aus Zitrone und Zucker in die Haut meiner Damen zu massieren, bevor ich das Henna auftrug, damit das Muster wochenlang hielt. Je dunkler das Henna, desto mehr wurde eine Frau von ihrem Ehemann geliebt – zumindest glaubten meine Kundinnen das –, und meine üppigen zimtfarbenen Designs enttäuschten sie nie. Inzwischen glaubten meine Kundinnen, dass mein Henna ihre untreuen Ehemänner zurück in ihre Betten bringen oder ihren Gebärmüttern ein Baby entlocken konnte. Deshalb verlangte ich zehnmal so viel wie die Shudra-Frauen. Und bekam es auch.

Selbst Parvati schrieb die Geburt ihres jüngeren Sohnes meinen Henna-Fähigkeiten zu. Sie war meine erste Kundin in Jaipur gewesen. Als sie schwanger wurde, füllten sich die Seiten in meinem Terminkalender mit den Damen aus ihrem Bekanntenkreis – der Elite von Jaipur.

Während das Henna auf ihren Händen trocknete und ich anfang, ihre Füße zu bemalen, beugte Parvati sich vor, um mir dabei zuzusehen, bis unsere Köpfe sich beinahe berührten. Ihr Atem roch süß nach Betelnuss. Ihr warmer Seufzer streifte meine Wange. »Du hast mir erzählt, dass du Indien niemals verlassen hast, aber dieses Feigenblatt habe ich bisher nur in Istanbul gesehen.«

Ich hielt den Atem an, und für einen Moment überkam mich wieder meine alte Angst. Auf Parvatis Füße hatte ich die Blätter des türkischen Feigenbaums gemalt – so ganz anders als sein Cousin aus Rajasthan, der Banyan, dessen dürftige Früchte sich nur für die Vögel eigneten. Auf ihre Fußsohlen, ausschließlich für die Blicke ihres Ehemanns bestimmt, malte ich eine große Feige, voll und sinnlich, in zwei Hälften geteilt.

Als sich unsere Blicke trafen, lächelte ich und drückte sie sanft an der Schulter zurück auf die Kissen des Diwans. Mit hochgezogener Augenbraue fragte ich: »Ist es das, was Ihrem Ehemann auffallen wird? Dass die Feigen türkisch sind?«

Ich zog einen Spiegel aus meinem Ranzen und hielt ihn an das Gewölbe ihres rechten Fußes, sodass sie die winzige Wespe sehen konnte, die ich neben die Feige gemalt hatte. »Ihr Ehemann weiß ganz gewiss, dass jede Feige eine besondere Wespe braucht, um die Blume tief in ihrem Inneren zu befruchten.«

Sie hob überrascht die Augenbrauen. Ihre dunklen, pflaumenroten Lippen teilten sich. Sie lachte, ein herzhaftes Röhren, das den Diwan erschütterte. Parvati war eine attraktive Frau mit wohlgeformten Augen und einem großzügigen Mund, die Oberlippe voller als die Unterlippe. Ihre farbenprächtigen Saris, wie der fuchsiafarbene Seidensari, den sie heute trug, ließen ihren Teint strahlen.

Sie wischte sich mit dem Zipfel des Saris die Augenwinkel. »*Shabash*, Lakshmi!«, sagte sie. »Jedes Mal, wenn du mich mit Henna bemalst, schafft Samir es an dem Tag kaum, meinem Bett fernzubleiben.« Ihre Stimme klang nach einem Nachmittag, den sie mit den warmen Schenkeln ihres Ehemanns an den ihren auf kühlen Baumwolllaken verbrachte.

Es kostete mich etwas Mühe, das Bild aus meinem Kopf zu verbannen. »So sollte es sein«, raunte ich, bevor ich meine Arbeit an ihrem Gewölbe wiederaufnahm, eine empfindliche Stelle bei den meisten Frauen. Aber sie war an meine Dienste gewöhnt und schaffte es, dass mein Schilfrohr bei ihr nie zitterte.

Sie kicherte. »Die türkischen Feigenblätter bleiben also ein Geheimnis, genauso wie deine blauen Augen und deine helle Haut.«

In den zehn Jahren, die ich ihr schon diente, hatte Parvati dieses Thema immer wieder aufgegriffen. Indien war ein Land der pechschwarzen Iriden. Blaue Augen verlangten nach einer Erklärung. Hatte ich vielleicht eine schmutzige Vergangenheit? Einen europäischen Vater? Oder, noch schlimmer, eine angloindische Mutter? Ich war dreißig Jahre alt, geboren während der britischen Herrschaft und an abfällige Bemerkungen

wegen meiner Abstammung gewöhnt. Von Parvatis Kommentaren ließ ich mich nie provozieren.

Ich legte ein feuchtes Tuch über die Hennapaste und gab etwas Nelkenöl aus einer Flasche auf meine Handfläche. Dann rieb ich meine Handflächen aneinander, um das Öl zu erwärmen, und griff nach ihren Händen, um die inzwischen getrocknete Hennapaste abzurubbeln. »Vielleicht wurde ja eine meiner Vorfahrinnen von Marco Polo verführt, *Ji*. Oder von Alexander dem Großen.« Während ich ihre Finger massierte, flockte trockene Hennapaste auf das Handtuch darunter. Allmählich wurde das Muster sichtbar, das ich auf ihre Hände gemalt hatte. »Möglicherweise fließt auch durch meine Adern Kriegerblut, so wie durch Ihre.«

»Oh, Lakshmi, mal im Ernst!« Ihre birnenförmigen Ohrringe aus Gold und Perlen tanzten fröhlich, während sie wieder lachte. Parvati und ich gehörten den zwei höchsten Hindukasten an, sie eine Kshatriya und ich eine Brahmanin. Aber sie konnte sich nie dazu überwinden, mich als ebenbürtig zu sehen, weil ich die Füße von Damen berührte, während ich sie mit Henna bemalte. Füße wurden als unrein betrachtet und sollten nur von der niedrigen Shudra-Kaste behandelt werden. Deshalb war ich in den Augen der Elite von Jaipur jetzt eine gefallene Brahmanin, auch wenn ihre Kaste jahrhundertlang für die Erziehung ihrer Kinder und die Durchführung spiritueller Riten auf meine Kaste gesetzt hatte.

Aber Frauen wie Parvati bezahlten gut. Ich beachtete ihre Sticheleien nicht, während ich den letzten Rest der Paste von ihren Händen entfernte. Im Laufe der Zeit hatte ich eine Menge Geld gespart und war so nah dran, mir meinen Wunsch zu erfüllen – ein eigenes Haus. Es würde Marmorböden haben, die meine Füße kühlen würden, nachdem ich einen Tag lang kreuz und quer durch die Stadt gelaufen war. So viel fließendes Wasser, wie ich wollte, statt meine Vermieterin darum anzubetteln, dass sie mir meinen *Mutki* füllte. Eine Vordertür, zu der nur ich den Schlüssel hatte. Ein Haus, aus dem mich niemand verjagen konnte. Mit fünfzehn hatte ich mein Dorf verlassen müssen, um zu heiraten, als meine Eltern mich nicht länger ernähren konnten. Jetzt konnte *ich sie* ernähren, mich um sie kümmern. Sie hatten kein einziges Mal auf die Briefe oder das Geld reagiert, die ich ihnen im Laufe der Jahre geschickt hatte, aber sie würden doch sicherlich ihre Meinung ändern und nach Jaipur kommen, wenn ich ihnen jetzt ein Bett in meinem eigenen Haus anbot? Meine Eltern würden endlich erkennen, dass alles gut ausgegangen war. Bis wir wieder vereint waren, würde ich meinen Stolz im Zaum halten. Hatte Gandhi-*ji* nicht gesagt: *Auge um Auge macht die ganze Welt blind?*

Das Geräusch von zerberstendem Glas erschreckte uns. Ich sah zu, wie ein Cricketball über den Teppich rollte und vor dem Diwan zum Stillstand kam. Einen Moment später kam Ravi, Parvatis älterer Sohn, durch die Verandatür und brachte die Novemberkälte mit sich.